



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

NICHOLAS CHRISTOPHER

DAS VERLORENE
BESTIARIUM

Roman

Aus dem Englischen
von Pocio

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Nicholas Christopher
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Eine Reise zu den Sternen (13184)
Franklin Flyer (13466)



Deutsche Erstausgabe 2011
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
„The Bestiary“ bei The Dial Press, New York
Copyright © 2007 by Nicholas Christopher
All rights reserved including the rights of reproduction
in whole or in part in any form.
© 2011 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: akg-images/Florian Profitlich (oben),
akg-images/Paul Almasy
Gesetzt aus der Galliard 10/13,5`
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24829-7

Meiner Frau Constance,
für ihr Mitfiebern
von der ersten bis zur letzten Seite

Alexander der Große: Welches ist das schlaueste Tier?
Indischer Philosoph: Das bisher den Menschen unbekannte.

Plutarch, *Parallelbiographien*

... ich bin auf meinen Reisen mit diversen Raritäten in Berührung gekommen, pflaumengroßen Perlen aus Ceylon & Glockenspielen, die, von Licht bewegt, Musik machten, oder Rosenfenstern, die von einem blinden Glaser gefärbt worden waren, doch keine war erstaunlicher als die Bilderhandschrift mit all ihren Arten von widernatürlichen & phantastischen Tieren, denen der Zugang zu Noahs Arche verweigert worden war, als sie während der Sintflut den Anker lichtete. Ich erwarb dieses Buch von der Witwe eines Antiquars auf der Insel Rhodos & schenkte es dem Dogen von Venedig, bei dem ich im Jahr 1347 des Herrn als Königlicher Gesandter weilte. Das erste Bestiarium, Buch des Lebens genannt, war bekanntlich eine naturkundliche Geschichte aller Tiere, die im Rahmen der Schöpfung das Licht der Welt erblickten. Nur Gott selbst kannte das Original, doch seine Ableger wurden immer wieder transkribiert & waren auf Klöster der gesamten Christenheit verteilt. Über Jahrhunderte hinweg versuchten verschiedene Mönche und Gelehrte, diese Bestiarien zu vereinigen; nur ein schwer greifbares Werk entging ihnen & erhielt den Namen Karawanenbuch, nachdem ein Grieche aus Alexandria es in einer Karawane durch die Libysche Wüste geschmuggelt hatte. An diesem Werk über die verlorenen Tiere, die während der Sintflut ihrem Schicksal überlassen worden waren, hatten viele Menschen mitgewirkt. Es war auf Aramäisch verfasst & in zahllosen Sprachen ergänzt worden – auf Armenisch,

Arabisch, Koptisch, Griechisch, Latein, Provenzalisch & unserem Französisch. Immer wieder tauchte dieses Buch auf & verschwand erneut, & die Suche nach ihm musste so manch einer mit Folter, Einkerkering & Tod auf dem Scheiterhaufen bezahlen. Das Buch selbst entging dem Feuer der Inquisition. Doch im Jahre 1255 gab es keinen Lebenden, der es je mit eigenen Augen gesehen hatte oder einen Verstorbenen benennen konnte, der es gekannt hatte, & so kam es, dass man es auf ewig verloren wähnte ...

Duc d'Épernay
Paris, 1368

I

Die erste Bestie in meinem Leben war mein Vater.

Tag und Nacht verfolgte mich sein Gebrüll, brach in meine Träume ein, rüttelte an den Fenstern. Wenn er in meiner Tür stand, füllte er den Rahmen aus. Das war mein frühester Eindruck: Er war größer als die Tür. Und er kam von weit her, roch nach Meer. Auf seinem dicken Mantel und der Wollmütze lag Schnee.

Wir lebten in vier düsteren Räumen. Ich teilte mein Zimmer mit einer alten Frau, der Mutter meiner Mutter. Mein Vater schlief am anderen Ende des Flurs, wälzte sich auf den rostigen Sprungfedern hin und her, schnarchte durchdringend. Er war ein unruhiger Schläfer, der nachts häufig aufstand, dann knarzten die Dielen unter seinen schweren Schritten. Außerdem gab es noch die Küche mit niedriger Decke, einem schwarzen Ofen und einem runden Tisch, an dem meine Großmutter mir das Essen vorsetzte.

Wenn sich Schatten durch diese Zimmer bewegten und mein Gesicht streiften wie Nebel, hörte ich ihre leisesten Regungen. Ich war auf Geräusche fixiert. Die Welt eröffnete sich mir durch das Gehör. Wasser tropfte in den Rohren, Dampf klopfte in den Heizkörpern, eine Maus raschelte im Laub, eine Fliege summte. Die Atemzüge meiner schlafenden Großmutter wurden wegen einer Zahnlucke von regelmäßigen Pfeiftönen begleitet. Alles

andere aus ihrem Mund war ein Flüstern. Sie raunte mir unablässig etwas zu, so wie sie es früher wohl auch mit meiner Mutter gemacht hatte.

Ich glaube, dass meine Großmutter mir bestimmte Dinge erzählte, und als ich lernte, Wörter zu verstehen, waren sie bereits in meinem Unterbewusstsein verankert. Daten, Namen, Orte, die auf keine andere Weise dorthin gelangt sein konnten. Die Vergangenheit meiner Großmutter, meiner Mutter – die Geschichte ihres Lebens, die ich nun als eigenständige Figur betreten hatte.

Meine Mutter war bei meiner Geburt gestorben.

Damals hatte mein Vater angefangen zu brüllen. In meinem ersten Lebensjahr war das alles, was ich von ihm kannte. Eines Tages war er verstummt, als wäre er in einem großen See in seinem Innern versunken, aus dem er, zumindest in meiner Anwesenheit, nie wieder wirklich auftauchte.

Ein Hund und eine Katze waren die ersten nicht menschlichen Geschöpfe in meinem Leben. Der Hund gehörte meiner Großmutter und hieß Re, ein deutscher Schäferhund, schwarz mit brauner Schnauze. Er schlief vor der Tür meines Zimmers wie ein Wächter.

Die Katze hatte keinen Namen. Sie war orangerot mit feinen weißen Streifen und goldenen Augen. Wenn sie von der Feuerleiter auf den Fenstersims sprang, fütterte meine Großmutter sie mit Resten aus der Küche. Manchmal rollte sich die Katze zum Schlafen neben mir zusammen. Ich erinnere mich an ihre Wärme, ihren zarten Atem an meinem Arm oder wie ihr Schwanz gegen meine Rippen schlug.

Abends wiegte mich meine Großmutter in den Armen, strich

mir über den Kopf oder sang mir ein Schlaflied vor. Ihr eigenes Bett kam mir im Dunkeln weit weg vor, wie ein Schiff am anderen Ende eines tiefen Hafenbeckens. Die meiste Zeit war ich allein, mit dem Fenster zur Linken und der Tür vor mir. Die Zimmerdecke war mit Rissen übersät – ich studierte sie wie die Karte eines nicht existenten Ortes.

Ein Teil von uns bleibt für immer in dem Raum zurück, den wir zuallererst bewohnten. Alles, was ich zum ersten Mal hörte, sah oder fühlte, nahm in diesem Raum Gestalt an. Es war eine eigene Welt – mit Wahrzeichen, Klima, einer Bevölkerung –, die sich, unendlich klein, von der größeren Welt abgespalten hatte. Die Luft war dunkelblau. Sie bewegte sich. Folgte bestimmten Strömungen. Strudeln. Verwirbelungen.

Ich spürte die Geister von Tieren. In den Augenblicken kurz vor dem Einschlafen oder nach dem Wachwerden sah ich flüchtige Bilder: eine aufwärts gerichtete Schnauze, das Auge einer Echse, eine glänzende Krallen, das Aufblitzen eines Flügels. Hufe sprühten Funken dicht neben meiner Wange. Fell knisterte. Zähne klapperten. Ich hörte Keuchen. Heulen. Klagende Rufe.

Und im Morgengrauen war alles verschwunden.

Das erste Fabelwesen, das ich je sah, sprang mich vom Rücken meines Vaters an. Er stand mit nacktem Oberkörper im dampfenden Badezimmer und rasierte sich. Ich sah ihn durch die offene Tür, als ich in den Flur kam. Die Tätowierung war blau und rot mit ein paar gelben Einsprengseln und wirkte sehr lebendig, wenn sie sich bei jeder Anspannung der Muskeln von den Schultern bis zur Hüfte wellenförmig bewegte.

Es war eine Seeschlange. Ein langer schuppiger Körper mit Pferdekopf. Eine flammende Mähne, eine feurige Schwanz-

flosse, gefletschte Zähne, glühende Augen. Ein albtraumhaftes Zwitterding. Es erhob sich mit Gischt auf dem Rücken aus den wogenden Wellen, unter einer Wolkendecke, die von Blitzen zerrissen wurde.

Ich schrie auf, und mein Vater drehte sich um, mit Rasierschaum am Kinn und in der Luft erstarrter Klinge. Dann hockte er sich neben mich, strich mir über die Wange und versicherte, ich müsse keine Angst haben. Ich war anderer Meinung. Bis heute ist es die furchterregendste Tätowierung, die ich je gesehen habe.

»Sie vertreibt die bösen Geister, wenn ich auf See bin«, sagte er. Für mich war sie selbst ein böser Geist.

Mein Vater schaufelte Kohle in den Heizkessel eines Schiffes. Er hieß Theodore. Seine Hände waren riesig, Arme und Schultern knorrig wie Holz. An seinem festen Rücken war einmal ein Messer verbogen, als man ihn in einer dunklen Gasse überfiel. Er hatte schwarze Augen, schwarze Locken und einen dichten, kurz geschnittenen Bart. Die Brauen über seiner Hakennase waren zusammengewachsen. Um den Hals trug er ein schweres Medaillon an einer Kette. Als ich in einem Buch zum ersten Mal Bilder von Piraten sah, dachte ich, so etwas Ähnliches müsse er sein.

Normalerweise war er zwei Monate am Stück unterwegs. Wenn er nach Hause kam, und sogar, wenn er eine Woche lang jeden Tag badete, hielt sich der Kohlenstaub in seinem Haar, auf seiner Haut, in seinem Atem. Jeder Satz endete mit einem kleinen schwarzen Wölkchen.

Hier die Häfen, die er in einem einzigen Jahr anlief: Hamburg, Marseille, Singapur, Murmansk, Caracas, Montevideo, Sydney. Er passierte den Panama- und den Suezkanal, fuhr um Kap Hoorn und durch die Magellanstraße. Er folgte dem Äquator über den Indischen Ozean von den Seychellen bis zu den Malediven.

Manchmal schickte er Ansichtskarten aus weit entfernten Häfen. Nur eine davon ist bis heute erhalten geblieben, vergilbt und zerknittert: ein handkoloriertes Foto vom offenen Fischmarkt im Hafen von Tanger. Reihen von silbrig glänzenden Sardinen auf wackligen Karren. Das Sonnenlicht wirft filigrane Schatten durch die zum Trocknen aufgehängten Netze. Ein Mann im Kaftan schlägt einen Tintenfisch gegen die Ufermauer. Als Junge konnte ich den Hafen beinahe riechen. Von der Briefmarke auf der Rückseite starrte mir ein Mann mit rotem Fez auf dem Kopf ernst entgegen. Die unbeholfenen Druckbuchstaben meines Vaters in wässriger Tinte hatten sich mit der Zeit hellbraun verfärbt. Er war ein Mensch, der nicht viel Worte machte, weder auf dem Papier, noch sonst.

KAM FREITAG HIER AN, FAHRE DIENSTAG
NACH ALEXANDRIA WEITER. ES REGNET.
– THEODORE ATLAS

Mit vollem Namen unterschrieben. Adressiert war die Karte an »Atlas«, gefolgt von der Straße mit Hausnummer in New York.

Die Eltern meines Vaters hatten als Jugendliche geheiratet und waren aus Kreta ausgewandert. Ihr Dorf lag im Landesinneren, hoch oben im Gebirge, zwischen schroffen Felsen, tiefen Schluchten und dichten Nadelwäldern. Seine Bewohner waren wie der Mann, auf den Odysseus achten sollte, als er mit seinem Ruder in ferne Gegenden vordrang. Ein Mann, der noch nie das Meer gesehen hatte und ihn fragte, ob das Ruder eine Wurfschaufel sei. Diese Kreter waren Bauern und Ziegenhirten, die nicht weiter als zehn Meilen über die Häuser hinaus kamen, in denen sie geboren worden waren und auch sterben würden. Meine Großeltern bildeten eine Ausnahme.

Sie hatten sich in der Bronx niedergelassen und waren gestor-

ben, noch ehe mein Vater sechzehn war, seine Mutter an Diphtherie, sein Vater bei einem Unfall auf der Werft. Wie ich hatte auch mein Vater keine Geschwister oder sonstigen Verwandten in Amerika gehabt. Als er von einem Tag auf den anderen selbst für sich sorgen musste, brach er die Schule ab. Schon damals war er über einen Meter achtzig groß und wirkte wie achtzehn. Er hätte wie sein Vater Stauer werden können, wollte jedoch lieber zur See fahren und heuerte auf einem Frachter an, der unter kolumbianischer Flagge auf dem Weg nach Lissabon war.

Bisher hatte er den Atlantik nur von Jones Beach und Far Rockaway aus gesehen. Genauso wie seine Vorfahren innerhalb des begrenzten Radius ihres Dorfes gelebt hatten, hatte er selten die South Bronx verlassen und war nur ein einziges Mal außerhalb von New York gewesen – für eine Woche in den Catskills. Die offene See verblüffte ihn. Sein Vater hatte ihm erzählt, dass nur der Himmel über den Bergen von Kreta blauer war, so dicht über den Gipfeln, dass man ihn berühren konnte, wenn man auf den höchsten Baum kletterte. Mein Vater behauptete, genau das getan zu haben, als er das Dorf seiner Eltern zum ersten Mal besucht hatte, mehrere Jahre nach meiner Geburt. Es war die ausführlichste Erklärung, die ich je von ihm gehört habe.

Trotzdem verblasste alles, was er damals sagte oder tat, neben der Tätowierung. Ich habe mich nie richtig daran gewöhnen können. Und ich vergaß niemals, dass sie da war, so ganz anders als die unauffälligen, billigen Klamotten, unter denen sie sich verbarg.

Als ich meinen Vater danach fragte, erzählte er, dass er sich die Tätowierung in der japanischen Stadt Osaka hatte machen lassen. Damals sei er fünfundzwanzig gewesen. Das bedeutete, dass meine Mutter sie gekannt hatte. Ich fragte mich, was sie wohl dachte, als sie sie zum ersten Mal sah – ob sie auch ihr Angst gemacht hatte –, und was für ein Gefühl es gewesen sein mochte,

nachts daneben zu schlafen. Selbst unter japanischen Seeleuten war diese spezielle Tätowierung nicht besonders verbreitet. Das Bild war so aggressiv, dass viele eine Herausforderung der Seegötter darin sahen. Es konnte sie ebenso leicht provozieren wie besänftigen.

Ich begegnete der Tätowierung später noch zwei Mal wieder. Das erste Mal, als ich im Hafen von Tokio eine Fähre bestieg. Drei junge japanische Seeleute warteten mit nackten Oberkörpern auf ein Beiboot, das sie zu ihrem Schiff zurückbringen sollte. Einer von ihnen wendete sich im Wind ab, um sich eine Zigarette anzuzünden, und da entdeckte ich die Seeschlange auf seinem Rücken, in leuchtenden Farben. Ich blieb stehen, starrte sie an und ging erst weiter, als die Seeleute mich bemerkten.

Beim zweiten Mal, ein paar Monate darauf im Dschungel, war ich überzeugt, jeden Moment zu krepieren. Die Tätowierung befand sich auf dem Rücken eines Mannes, der von brennenden Palmen eingerahmt war und eine Machete in der Hand hielt. Um den Kopf trug er ein rotes Stirnband. Ein paar Sekunden lang schwebte die Tätowierung vor mir, und der Schweiß des Mannes rann wie Regen über die sich aufbäumende Schlange auf seinem Rücken. Ich glaubte, diese Tätowierung wäre das Letzte, was ich in meinem Leben sehen würde. Dann erschütterte eine gewaltige Explosion die Erde. Der Mann wurde von den Flammen erfasst. Sie tanzten auf seinem Rücken, als wäre er aus Pergament, zerknitterten die Haut und verschlangen das Bild, bevor der Körper in die Luft geschleudert wurde.

Ich heiße Xenos. Diesen Namen hatte meine Mutter für mich ausgesucht. Sie war sicher, dass ich ein Junge würde. Als Italienerin hatte sie in der katholischen Kirche lateinische Messen

gehört, deshalb wollte ich gern glauben, dass sie meinen Namen von *xenium* abgeleitet hatte, einem lateinischen Ausdruck für »Geschenk«. Doch als ich meinen Vater danach fragte, behauptete er, sie habe den Namen auf einem vergilbten Plakat schräg gegenüber von ihrer gemeinsamen Wohnung auf der Tremont Avenue gesehen, Reklame für »Xenos Augentropfen«, die 1950 schon längst nicht mehr hergestellt wurden. »Ihr gefiel der Klang«, sagte er achselzuckend. »Ziemlich ausgefallener Name.« Er legte Wert darauf, dass er nicht einverstanden gewesen war, und setzte dann missbilligend hinzu: »In der Sprache meiner Vorfahren bedeutet *xenos* so viel wie ›der Fremde‹.«

In der Familie meiner Mutter hatten die Männer der zweiten Generation von Einwanderern laut Geburtsurkunde Namen wie Steven oder Edward – anglierte Formen von »Stefano« und »Eduardo«. Träumerisch und romantisch, wie meine Mutter war, hätte es niemanden erstaunt, wenn sie mich »Marcello« oder »Rosanno« getauft hätte, doch »Xeno«, ein Name, der Bilder von Prätores und Zenturien im alten Rom heraufbeschwor – das verstand kein Mensch. Offensichtlich hatte mein Vater nie erklärt (oder auch nur die Gelegenheit dazu bekommen), was es mit dem alten Plakat auf sich hatte. Und was hätte er auch sagen können, wenn es für ihn genauso wenig Sinn ergab? Meine Mutter war entgegen ihrer sonstigen Art erstaunlich unnachgiebig geblieben, was den Namen anbelangte, und mein Vater hatte ihrem Wunsch entsprochen und pflichtgemäß »Xeno« in meine Geburtsurkunde eintragen lassen. Xeno Atlas.

Ich gewöhnte mich an die Abwesenheit meines Vaters. Etwas anderes kannte ich nicht. Im Laufe der Jahre ließ er sich für immer längere Fahrten anheuern. Mir war klar, dass es ziemlich schwierig sein würde, wenn er die ganze Zeit zu Hause wäre. Er hatte ein explosives Temperament, unbeständig wie Quecksilber. Aber das hieß nicht, dass ich mich nicht einsam fühlte. Einsam-

keit war der Kern meiner Kindheit; von hier nahm alles, was aus mir wurde, seinen Ausgang.

Als mein Vater meine Mutter Marina im grellen Licht und Lärm eines Straßenfestes kennengelernt hatte, war er zwei- unddreißig und sie neunzehn. Sie hatte gerade die Highschool beendet und arbeitete in einem Plattengeschäft. Acht Monate umwarb er sie, dann brannten sie zusammen durch, und wieder zehn Monate später starb sie bei meiner Geburt. Er sprach nicht gern über seine Gefühle, doch ich wusste, wie sehr es ihn aus der Bahn geworfen hatte. Schon als kleines Kind spürte ich, dass der Tod meiner Mutter das Schlimmste war, das er je erlebt hatte. Dieses Ereignis hatte ihn stärker verändert als der Verlust seiner Eltern. Mehr als fünfzehn Jahre, sein halbes Leben lang, war er allein gewesen, verschlossen und knauserig, hatte auf Schiffen und in möblierten Wohnungen gehaust. Dann hatte er sich aus heiterem Himmel verliebt und nach einer kurzen Phase offensichtlich intensiven Glücks alles wieder verloren. Er hatte zwar mich, aber ich war weniger Zeugnis seines Glücks als stete Erinnerung an seinen Kummer. Seine Einstellung diesbezüglich zeugte nicht gerade von Zartgefühl: Ich hatte überlebt, und sie – die große Liebe seines Lebens – war tot. Das konnte er nicht verwinden.

Meine Mutter war eins von drei Kindern einer Witwe namens Rose gewesen. Rose Conti war eine kleine Frau mit einem festen Knoten im weißen Haar, schmalen Lippen und langer Nase. Sie hatte eine kleine Warze neben dem Mund, die in jungen Jahren den Endpunkt ihres Lächelns gebildet hatte. Ihre Ohren waren spitz, die Ohrläppchen zu klein für Ohringe. Mein Vater sprach sie immer mit »Mrs Conti« an. Zu den Tanten, Onkels und Cousins auf der Seite meiner Mutter gehörten Installateure, Elektriker, ein Bestattungsunternehmer und ein Wunderkind, mein Onkel Robert, amtlich beglaubigter Wirtschaftsprüfer, der seinen

Abschluss an der Abendschule gemacht hatte. Keiner dieser Verwandten hatte sich für meinen Vater je interessiert oder ihn auch nur akzeptiert. Ob ihre Ablehnung der Grund für die Flucht meiner Eltern war oder ob Letztere die geschlossene Missbilligung der Familie erst provoziert hatte, blieb im Dunkeln. Darüber waren mein Vater und meine Großmutter wie bei vielem anderen unterschiedlicher Ansicht. Es war ein Wunder, dass sie nach meiner Geburt imstande gewesen waren, unter demselben Dach zu leben. Um meinetwillen hatten sie einen erstaunlich wirksamen Waffenstillstand beschlossen. Niemals fiel ein böses Wort, trotz der Tatsache, dass ihre Abneigung gegenseitig und unerschütterlich war.

Ein typisches Gespräch zwischen ihnen hätte etwa so verlaufen können:

»In zwei Monaten bin ich wieder da« – mein Vater. »Alle Rechnungen sind bezahlt. Im Brotkasten liegen vierhundert Dollar. Brauchst du sonst noch etwas?«

Der Brotkasten war aus Blech, und auf dem Schiebedeckel prangte ein blondes Mädchen mit einem Getreidekorb. Hier bewahrte meine Großmutter nur Geld auf, niemals Brot. »Könntest du O'Dowd noch sagen, dass er den Wasserhahn an der Badewanne reparieren muss?«, antwortete sie. O'Dowd war unser Vermieter. »Manchmal kommt aus beiden Hähnen heißes Wasser. Womöglich ist das in Irland so üblich. Aber Xenio könnte sich verbrühen. Ich habe es ihm schon zigmal gesagt; vielleicht hört er ja auf dich.«

»Ich rede mit ihm.«

In meiner ganzen Kindheit habe ich nie jemanden aus der Familie meiner Mutter kennengelernt, und sie ließ keinen Zweifel daran, dass sie auch keinen Wert darauf legte. Nachdem meine Mutter durchgebrannt war, hatten alle, einschließlich meiner Großmutter, jeglichen Kontakt zu ihr abgebrochen. Die Liste